

SWR2 lesenswert Feature

„Hiersein ist herrlich“ – Rilkes Duineser Elegien

Von Norbert Hummelt

Sendung: Sonntag, 2. April 2023

Redaktion: Anja Brockert

Regie: Nicole Paulsen

Produktion: SWR 2023

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

[Hier](#) kostenlos herunterladen.

ZITATOR:

Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen? (1)

ERZÄHLER:

Mit Rilke tue ich mich seltsam schwer. Dabei lieben ihn so viele, und das zurecht. Sein berühmtestes Gedicht „Der Panther“ wurde sogar von Udo Lindenberg eingesungen. Rilkes Gedichte sind auf eine Art perfekt, dass man sie von sich abhalten möchte, weil man denkt: Das ist zu schön, um wahr zu sein. Und dennoch treffen sie oft in Schwarze.

ERZÄHLER:

Sicher habe ich weit mehr seiner Verse in mich aufgenommen, als mir bewusst ist. Wahrscheinlich gilt das auch für viele andere Dichter, die ich lese, sie alle haben irgendwann Rilke genommen, womöglich in hohen Dosen, wie der junge Paul Celan. Benn sagte über Rilke, er sei der letzte gewesen, der den Reim noch einmal in seinem ganzen Reiz entfaltet hätte, danach sei eine Erschöpfung eingetreten, wie nach zu viel süßem Kuchen. Und gibt es eigentlich Lebenslagen, für die es keinen Rilke-Vers gibt?

ZITATORIN:

Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr. (2)

ZITATOR:

Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben. (2)

ZITATORIN:

Hiersein ist herrlich. (1)

ZITATOR:

Denn Bleiben ist nirgends. (1)

SPRECHERIN:

Der weltweit am meisten gelesene Lyriker deutscher Sprache ist nicht etwa Goethe, sondern Rainer Maria Rilke. Viele seiner Verse sind sprichwörtlich, sie schmücken Wandkalender und Todesanzeigen. Dennoch ist sein Werk noch lange nicht ausgedeutet. Das gilt umso mehr, seit das Marbacher Literaturarchiv Ende 2022 den Nachlass des Dichters aufkaufte. Tausende von Handschriften, vor allem Briefe und Gedichte, harren seither der Entzifferung. Die Kartons mit Rilkes Hinterlassenschaften füllen im Archiv zwei Regalwände. Die Forschung erhofft sich neue Einblicke in seinen Schaffensprozess.

SPRECHERIN:

Zur Faszination Rilkes gehört, dass er seine vielleicht bedeutendsten Gedichte wie im Rausch schrieb. Nachdem er zu Beginn des Jahres 1912 auf dem Schloss Duino zwei Elegien gelungen waren, die ihm als der Anfang einer neuen Reihe erschienen, fühlte er sich fast zehn Jahre lang wie gelähmt. Der Erste Weltkrieg, während dessen er in München lebte, war eine besonders unproduktive Zeit. Danach ging Rilke in die Schweiz und fand endlich einen Ort, an dem er wieder arbeiten konnte.

ANSAGE:

Hiersein ist herrlich. Rilkes Duineser Elegien. Ein Feature von Norbert Hummelt.

SPRECHERIN:

In einem mittelalterlichen Wehrturm im Kanton Wallis vollendete Rilke innerhalb weniger Wochen die „Duineser Elegien“ und schuf nebenbei noch die „Sonette an Orpheus“. Vor hundert Jahren, 1923, wurden beide Zyklen zum ersten Mal veröffentlicht.

O-TON Stefanie Diez:

Mein Name ist Steffi Diez, ich bin Inhaberin der Buchhandlung Die Insel in Berlin-Prenzlauer Berg, ...

O-TON Stefanie Diez:

Zum Rilke-Verkauf heute kann ich sagen, dass sich bestimmte Texte wie der Malte Laurids Brigge oder „Briefe an einen jungen Dichter“ oder auch die Duineser Elegien auf jeden Fall immer wieder verkaufen und gerne bestellt werden. Gerade die Personen, die jetzt weniger lyrikkundig sind, für die ist eigentlich Lyrik quasi gleichbedeutend mit Rilke, oder Rilke ein Synonym für Lyrik. Wenn die mal einen Gedichtband lesen wollen, dann bestellen sie oder kaufen sie Rilke.

O-TON Marit Heuß:

Ich hätte gerne Rilkes Augen gehabt. Wenn ich Rilkes Texte über die bildende Kunst lese, die Briefe über Cézanne, russische Kunst, der frühe Aufsatz, die spanische Reise, seine Auseinandersetzung mit El Greco, auch wie er van Gogh beschrieben hat, das hat mich irgendwie sehr fasziniert.

SPRECHERIN:

Marit Heuß ist Lyrikerin und Literaturwissenschaftlerin.

O-TON Marit Heuß:

Also als Menschen ja, ich würde vielleicht sagen, als Mann nicht. Das liegt ein bisschen daran, dass er natürlich als Mensch für mich als Künstler in Erscheinung tritt, und als Künstlerin, oder als Dichterin kann ich seine verschiedenen Verhaltensweisen, man könnte auch sagen Attitüden, nachvollziehen. Als Beziehungspartner ist es wahrscheinlich sehr, sehr schwer, mit Rilke zurechtgekommen zu sein. Wenn ich an Baladine Klossowska denke, der er sehr viel zu verdanken hat und die er immer wieder tröstete oder auf Distanz hielt. Das ist für mich dann doch schmerzlich.

O-TON Torsten Hoffmann:

Ich kann mich noch erinnern, dass ich tatsächlich zur Konfirmation von unserer Nachbarin, die ich nicht besonders schätzte, einen Rilke-Band, ausgerechnet „Worpswede“, geschenkt bekam, das mag damit zu tun haben, dass ich in der Nähe von Bremen und Worpswede aufgewachsen bin. Der stand aber Jahre ungelesen da.

SPRECHERIN:

Torsten Hoffmann ist Professor für Neue deutsche Literatur und Präsident der Rilke-Gesellschaft.

O-TON Torsten Hoffmann:

Ich hab mich intensiver mit Cézanne beschäftigt. Das wiederum hatte mit Peter Handke zu tun, seinem Text „Die Lehre der Sainte-Victoire“. Und in diesem Kontext

bin ich eigentlich erst intensiver bei Rilke eingestiegen. Und das ging tatsächlich über diese sogenannten Briefe über Cézanne, das sind Briefe, die Rilke 1907 an seine Frau gerichtet hat, als er in Paris, kurz nach dem Tod des Malers Paul Cézanne, eine große Cézanne-Retrospektive besuchte.

SPRECHERIN:

In der Begegnung mit den Bildern Cézannes und ihrer genauen Betrachtung gewinnt Rilke Einsichten in die inneren Gesetze künstlerischer Komposition, die er von der Malerei auf seine eigene Kunst des Schreibens übertragen kann.

ZITATOR:

Es ist, als wüsste jede Stelle von allen. So sehr nimmt sie teil; so sehr geht auf ihr Anpassung und Ablehnung vor sich; so sehr sorgt jede in ihrer Weise für das Gleichgewicht und stellt es her: wie das ganze Bild schließlich die Wirklichkeit im Gleichgewicht hält. (3)

O-TON Brigitte Duvillard:

Wir sind hier in der Fondation Rilke in Sierre im Museum, das den Walliser Jahren Rilkes gewidmet ist, und das das einzige Rilke-Museum auf der Welt ist.

O-TON Brigitte Duvillard:

Ich bin über die Lyrik zu Rilke gekommen, ich habe in Genf Germanistik studiert bei Bernhard Böschenstein, und mich während des Studiums vor allem der Lyrik widmen können, also Rilke, Celan, Hölderlin. Und von Hölderlins Hymnen zu Rilkes Elegien, da ist ja wirklich ein Bezug da und es ist wirklich diese Lyrik, die ich auch immer wieder neu entdecke.

SPRECHERIN:

Brigitte Duvillard leitet die Fondation Rilke in Sierre, in den Schweizer Bergen.

O-TON Brigitte Duvillard:

Interessant ist, dass Rilke natürlich sehr untypisch ist fürs Wallis. Heute kommen Besucher und fahren gleich in die wilden Seitentäler. Rilke nicht. Was ihn interessiert hat, war wirklich die Rhone-Ebene, der weite Raum hier für ein Tal, und das Licht hat ihn angezogen, auch der Mittelmeercharakter, kann man sagen. Sehr oft in den Briefen hat Rilke das Wallis mit Spanien und der Provence verglichen. Ein anderer Grund, der wichtig war für ihn, ist die französische Sprache. Wir sind hier im französischen Teil des Kantons Wallis, und Rilke war ja durch den Krieg von Paris getrennt.

ERÄHLER:

Das Ausmaß der Rilke-Verehrung und ebenso der schwärmerische Ton seiner ungezählten Briefwechsel haben mich von Rilke immer ein Stück weit ferngehalten und ich habe ihn nie zu *meinen* Dichtern gezählt. Und doch ist das nur ein Teil der Wahrheit. Dass Rilke große Gedichte geschrieben hat, die auch mich beeindruckten, ist ja überhaupt nicht zu leugnen, wie zum Beispiel „Archaischer Torso Apollos“, mit diesem unvergesslichen Schluss:

ZITATOR:

Denn da ist keine Stelle, die dich nicht sieht. Du musst dein Leben ändern. (4)

O-TON Marit Heuß:

Also die Neuen Gedichte liest man ja eigentlich früh schon in der Schule, das ist ein ganz eigener Ton, und dann gab's ja dieses besondere Buch von Sloterdijk, „Du musst dein Leben ändern“, mit diesem berühmten Neuen Gedicht. Und dann gab's natürlich den „Malte“, das ist ja eine innere Welt von unsagbarer Weite, das ist vielleicht auch das, was ich meine, wenn ich sage, ich hätte gerne Rilkes Augen gehabt, ich meine damit auch die Augen, die diese Zeit erfassen konnten. Also dieses Europa vor dem Ersten Weltkrieg, wie war das? Das ist ja eigentlich zum Mythos geworden, von Baudelaire über Rimbaud, dieses Paris um diese Zeit, das find ich faszinierend und dann war ich natürlich irgendwie süchtig danach.

ZITATOR:

Heute war ein schöner, herbstlicher Morgen. Ich ging durch die Tuileries. Alles, was gegen Osten lag, vor der Sonne, blendete. Das Angeschienene war vom Nebel verhangen wie von einem lichtgrauen Vorhang. Grau im Grauen sonnten sich die Statuen in den noch nicht enthüllten Gärten. (5)

O-TON Torsten Hoffmann:

Und meine Erfahrung ist, dass die Texte von Rilke, und zwar die Lyrik, aber auch viele andere Texte, meinetwegen der Malte Laurids Brigge als Roman, auch einige der besseren Briefe ganz erstaunlich dabei sind, Innenwelt auf eine so differenzierte Weise aufzuschließen, dass man beim Lesen, so geht es mir zumindest, oft das Gefühl hat, sich selbst auf eine Weise zu verstehen und auch nahe zu kommen, die man sonst nur selten hat. Man liest einerseits Rilke, und andererseits hat man das Gefühl, sich selbst auch viel besser zu verstehen. Das ist das, was ich an Rilke großartig finde. Wenn man es jetzt doch mal auf ein Schlagwort reduzieren will, das heute hoch in Mode ist, man kann sich natürlich Achtsamkeitseinführungen sparen, wenn man Rilke-Gedichte liest.

SPRECHERIN:

Das Werk Rilkes strahlt in viele Richtungen aus und wird weit über die Literatur hinaus wahrgenommen. Das liegt besonders daran, dass er Sinnfragen und menschliches Leiden wichtig genommen und differenziert dargestellt hat. Psychotherapeuten beschäftigen sich mit ihm, aber auch Religionswissenschaftler und Theologen.

O-TON Marcel G. Martin:

Wir sind in der reformierten Universitätskirche, der ersten protestantischen Universität der Welt in Marburg, und für mich selber ist diese Kirche von besonderer Bedeutung, weil ich hier neun Jahre Universitätsprediger war, ich bin Hochschullehrer an der Universität gewesen für Praktische Theologie, und alle meine Predigten nicht nur, sondern auch der homiletische und liturgische Unterricht war hier in diesen Kirchenräumen.

SPRECHERIN:

Marcel G. Martin erkundet die Übergangszonen zwischen religiösen und literarischen Texten und forscht zu Fragen der Spiritualität und Tiefenpsychologie. Er hat in Deutschland das Bibliodrama maßgeblich mitentwickelt, eine darstellende Form, die kreative Zugänge zu den biblischen Texten eröffnet.

O-TON Marcel G. Martin:

Ich verstehe meine eigenen Beobachtungen so, dass Rilke ja so sehr einen religiösen Ideolekt spricht, der, wie man so schön sagt, nicht anschlussfähig ist an Liturgisches oder religiösen Ausdruck. Dazu kommt ja, dass er sich wirklich deutlich abgegrenzt hat zur christlichen Religion, dass die tatsächlich verbraucht ist, und dass, Selbstaussage von ihm, er sich immer leidenschaftlicher vom Christentum entfernt hat. Das ist aber dann kein Grund, ihn nicht als religiösen Dichter und Existenzialisten zu nehmen.

SPRECHERIN:

Rilkes Haltung zur Religion ist zwiespältig, wie er in vielem zwiespältig ist. Darin liegt seine Modernität. Die Ambivalenz setzt schon bei der Sprache an, die einerseits alles ist, was er als Dichter hat, die sein Werkstoff ist und der er doch zugleich zutiefst misstraut. Ob sie dazu taugt, die Dinge zu benennen, ob man auf sie bauen kann, und wie weit sie reicht – diese Fragen stellen seine Gedichte immer wieder.

Zitator:

Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort.
Sie sprechen alles so deutlich aus:
Und dieses heißt Hund und jenes heißt Haus,
und hier ist Beginn und das Ende ist dort.

Mich bangt auch ihr Sinn, ihr Spiel mit dem Spott,
sie wissen alles, was wird und war;
kein Berg ist ihnen mehr wunderbar;
ihr Garten und Gut grenzt grade an Gott.

Ich will immer warnen und wehren: Bleibt fern.
Die Dinge singen hör ich so gern.
Ihr rührt sie an: sie sind starr und stumm.
Ihr bringt mir alle die Dinge um. (6)

O-TON Marcel G. Martin:

Da ist ein riesiger Bedeutungsbereich, also erst mal auch profan, hier wird das Haus als Haus benannt und damit um die Existenz gebracht, das ist eine Kritik an dieser Stelle. In der Duineser Elegie ist die Einladung, die Aufforderung, das Haus Haus zu nennen. Aber seine Skepsis, und seine Angst, „ich fürchte mich so vor der Menschen Wort“, nicht vor den Menschen, sondern vor der Menschen Wort, dass ich die Sachen zuquatsche, zuspreche, verschwinden lasse das Geheimnis der Dinge. „Kein Berg ist ihnen mehr wunderbar“, da öffnet sich schon der religiöse Bereich, also Berge sind natürlich in der Tradition wirklich heilige Berge. „Und Garten und Gut grenzt grade an Gott“, also eine Anmaßung, Gott nah zu sein, oder eine Ignoranz auch, oder Unfähigkeit, das überhaupt zu spüren, wo das Heilige immer schon anwesend ist, und wo ich es dann nicht als Grenzzaun sehe und das Heilige heilig sein lasse. Und der ganze Gott-Talk ist ja eigentlich eher unanständig, also Gott in den Mund zu nehmen. Aber man kann mit der Sprache die Dinge umbringen, das ist dann schon radikal.

ZITATOR:

Ja, die Frühlinge brauchten dich wohl. Es muteten manche
Sterne dir zu, dass du sie spürtest. Es hob

sich eine Woge heran im Vergangenen, oder
da du vorüberkamst am geöffneten Fenster,
gab eine Geige sich hin. Das alles war Auftrag.
Aber bewältigtest du's? (1)

ERZÄHLER:

Ich selbst habe das Gefühl, Rilke bisher noch gar nicht gerecht geworden zu sein, denn obgleich mich gerade die *Duineser Elegien* immer wieder beschäftigt haben, bin ich als ihr Leser doch an vielen Stellen hin- und hergerissen zwischen Erstaunen, Zustimmung, Frage und Zweifel. Dies liegt vielleicht in den Elegien selbst begründet, deren einsamer Anspruch auf eine gültige Auslegung letzter Dinge weit aus der modernen Welt gefallen scheint. Aber genau das nimmt mich andererseits für sie ein. Nichts aber beeindruckt und bewegt mich an diesen zehn Gedichten mehr als die außergewöhnliche Geschichte ihrer Entstehung.

SPRECHERIN:

Als Rilke im Winter 1912 auf Schloss Duino an der Nordspitze der Adria eintrifft und wieder einmal nicht weiß, wie er weiterkommen soll mit seinem Dichten, ist er 36 Jahre alt und hat schon eine lange Lebenswanderung hinter sich. Geboren 1875 und aufgewachsen in Prag, als Sohn einer frommen, aber bigotten Mutter, die lieber eine Tochter gehabt hätte und ihn als Kind in Mädchenkleider steckte, und eines strammen Vaters, der einen Soldaten aus ihm machen wollte und ihn auf eine Kadettenschule schickte, fühlte er sich schon früh zwischen allen Stühlen. Was ihm leicht fiel, war Verse zu schreiben. Sie fanden die Reime mit Sicherheit und bewegten sich im gewünschten Takt. Wohin es aber damit gehen sollte, war ihm durchaus nicht klar. Wie viele junge Dichter seiner Zeit wollte er auch für die Bühne schreiben, aber das lag ihm nicht. Rilke hatte schon einige Hefte mit Gedichten publiziert, als er 1896 nach München ging. Dort lernte er ein Jahr später die Schriftstellerin Lou Andreas Salome kennen und verliebte sich in sie. Für ein paar Jahre sind sie unzertrennlich. Rilke folgt Lou und ihrem Mann nach Berlin.

SPRECHERIN:

Mit Lou Andreas Salomé unternimmt Rilke zwei Reisen nach Russland, wo er auch dem greisen Leo Tolstoi vorgestellt wird. Rilkes Anhänglichkeit und seine zu Anfällen neigende Reizbarkeit sind aber so groß, dass sich Lou in Russland von ihm trennt. Rilke flüchtet in die Malerkolonie Worpswede, wohin ihn der Künstler Heinrich Vogeler eingeladen hat. Dort begegnet er zwei Künstlerinnen, die ihn beide beeindrucken – die Malerin Paula Becker und die Bildhauerin Clara Westhoff. Paula ist jedoch mit dem Maler Otto Modersohn verlobt und weil Clara ihn durchaus haben will, heiratet Rilke sie überstürzt. Sie bekommen ein Kind, aber Rilke hält es in der Häuslichkeit nicht aus. 1902 geht er nach Paris. Er hat den Auftrag, eine Monographie über den Bildhauer Auguste Rodin zu schreiben. Rodin wird ein wichtiger Einfluss für ihn. Nicht mehr das tastende, unendlich verfeinerte Gefühl, sondern die Objektivität der Dinge lockt das Gedicht hervor. Seine Neuen Gedichte, darunter so bekannte wie „Der Panther“, „Das Karussell“ und „Archaischer Torso Apollos“, wirken wie gemeißelt. Die Forschung wird später von den „Ding-Gedichten“ sprechen. Ein starker Einfluss ist aber auch die Stadt Paris.

O-TON Torsten Hoffmann:

Paris ist sicherlich der für Rilkes Schreiben wichtigste Ort. Und dann merkt man, was sich bei Rilke immer wiederholt, dass er enorme Probleme mit dem Ort hat. Als er nach Paris kommt zum ersten Mal, ist er völlig überfordert, ist schockiert, ist auch angeekelt von dieser Großstadt, will eigentlich vor allem wieder weg. Und arbeitet sich dann wieder rein und hat dann irgendwann das Gefühl, dass dieses Reinarbeiten in diesen Ort, in diese Stadt, enorm produktiv für ihn als Autor ist, dass es ihn weiterbringt. Er schreibt in einem Brief 1903 an Lou Andreas Salome, dass er so viel schreckliche Dinge sieht und überfordert ist von den Eindrücken, die er in Paris gewinnt. Und jetzt eigentlich noch die Kraft gewinnen müsste, das irgendwie zu verarbeiten, dann würde große Kunst entstehen. Und Lou Andreas Salome antwortet ihm, ja du machst es doch schon, indem du es mir schreibst, hast du es schon in Kunst verwandelt. Und tatsächlich kommen dann auch Teile dieser Briefe im Roman Malte Laurids Brigge später vor.

ZITATOR:

So, also hierher kommen die Leute, um zu leben, ich würde eher meinen, es stürbe sich hier. Ich bin aus gewesen. Ich habe gesehen: Hospitäler. Ich habe einen Menschen gesehen, welcher schwankte und umsank. Die Leute versammelten sich um ihn, das ersparte mir den Rest. Ich habe eine schwangere Frau gesehen. Sie schob sich schwer an einer hohen, warmen Mauer entlang, nach der sie manchmal tastete, wie um sich zu überzeugen, ob sie noch da sei. Ja, sie war noch da... Man wird sie entbinden – man kann das... Die Gasse begann von allen Seiten zu riechen. Es roch, so viel sich unterscheiden ließ, nach Jodoform, nach dem Fett von pommes frites, nach Angst. Alle Städte riechen im Sommer. (5)

SPRECHERIN:

In Paris schreibt Rilke einige der Werke, die seinen Ruhm begründen: die beiden Bände der Neuen Gedichte und den Roman „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“. Danach fühlt er sich erschöpft und ausgeschrieben. Es ist sein Glück oder auch eine spezielle Form von Lebenstüchtigkeit, dass er dabei immer wieder auf Menschen trifft, die ihm aus solchen Lagen heraushelfen wollen, und die dazu noch große Häuser besitzen. Nicht selten sind es Adlige, die ihn einladen, für eine Weile auf ihren Gütern zu leben. Und so gelangt er auch auf jenes Schloss an der Adria, das Duino heißt und der Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe gehört, seinerzeit eine der reichsten Frauen Österreichs.

ERZÄHLER:

Um Rilke besser begreifen zu können, musste ich dieses Schloss sehen. Es liegt eine halbe Busstunde von Triest entfernt am Rand eines alten Fischerdorfs auf einem steilen Kalkfelsen, und schon während der Anfahrt leuchten mir die gelben Mauern und roten Dächer entgegen, von einem grauen Bergfried überragt. Als ich das Burgtor passiere und die exponierte Lage des Schlosses wahrnehme, vor mir nichts als das Meer und den Himmel, verstehe ich schon ein Stück besser, warum ausgerechnet in den hier entstandenen Elegien gleich zweimal das Wort Weltraum vorkommt.

SPRECHERIN:

Im Januar 1912 ist es still geworden auf Duino. Es mehren sich um ihn die zeichenhaften Ereignisse, Rilke denkt über die Geister Verstorbener nach, von denen es heißt, sie gingen auf Duino um, und besonders hat ein rätselhaftes

Naturerlebnis auf ihn eingewirkt. Er hatte sich im Park des Schlosses an einen starken alten Baum gelehnt und dabei das immer drängendere Gefühl gehabt, als sei eine Energie da, die ihn hinüber auf die andere Seite zöge – in den anderen, ans hiesige Leben angrenzenden Bereich.

ERZÄHLER:

Wenn man so etwas erlebt, muss man schreiben, anders hält man es nicht aus.

SPRECHERIN:

Was dann geschah, hat Marie von Thurn und Taxis in ihren Erinnerungen beschrieben. Es fing mit einem Brief an, den er beantworten musste, einem Geschäftsbrief, über den er sich geärgert hatte. In so einer Lage kann man eigentlich nicht dichten. Aber es ging ein starker Wind, eine Bora, das war gut so, denn es pustete dem Dichter die Stirn frei.

ZITATORIN:

Rilke ging ganz in Gedanken versunken auf und ab, da die Antwort auf den Brief ihn sehr beschäftigte. Da, auf einmal, mitten in seinem Grübeln, blieb er stehen, plötzlich, denn es war ihm, als ob im Brausen des Sturmes eine Stimme ihm zugerufen hätte: ‚Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel / Ordnungen?‘ ... Lauschend blieb er stehen. ‚Was ist das?‘ flüsterte er halblaut ... ‚was ist es, was kommt?‘ Er nahm sein Notizbuch, das er stets mit sich führte, und schrieb diese Worte nieder und gleich dazu noch einige Verse, die sich ohne sein Zutun formten. (8)

ZITATOR:

Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen? und gesetzt selbst, es nähme einer mich plötzlich ans Herz: ich verginge von seinem stärkeren Dasein. Denn das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang, den wir noch grade ertragen, und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmäht, uns zu zerstören. Ein jeder Engel ist schrecklich. (1)

O-TON Torsten Hoffmann:

Der Text setzt ein mit einer Anspielung auf eine Figur, die relativ prominent ist für die deutschsprachige Literaturgeschichte, nämlich die, dass der Dichter irgendwie eine Vermittlungsfunktion einnimmt. Zwischen höheren Mächten, also Gott oder Engeln, und den Menschen. Das ist eine Idee, die man beispielsweise in Hölderlins Gedicht oder Hymne „Wie wenn am Feiertage“ 1800 findet, wo der Dichter als eine Existenzform entworfen wird, die in der Lage ist, sogar im Gewitter barhäuptig rauszugehen und den Gewitterstrahl in die Hand zu nehmen, um ihn den Menschen zu bringen, „Vaters Strahl“ anzufassen. Der Dichter wird nicht versehrt davon. Das ist ein sehr emphatisches Autorschaftskonzept, das in den ersten Versen der Elegie angespielt wird. Auch hier gibt es einen Versuch der Kontaktaufnahme des sprechenden Ichs mit den Engeln, der aber scheitert. Die Engel hören ihn nicht, und schlimmer noch, selbst wenn sie ihn hören würden, heißt es, „ich verginge von seinem stärkeren Dasein“, also ich verginge von der Existenzform des Engels, die einfach nicht menschengemäß ist.

O-TON Marit Heuß:

Es ist ja auch ein Konjunktiv, „Wenn ich schrie“, aber ich finde diesen Anfang so irritierend. Wenn man vom Engel, von der Engel Ordnungen, hört, da denke ich sofort tatsächlich an die christlichen Engel. Allen voran dann der Erzengel Michael, und Gabriel, und Raphael, und dann sehe ich so diese Frührenaissance-Malerei, ich sehe Giotto und diese ganzen Engelvölker, die da diese Bilder beherrschen. Und dann geht es weiter mit dem Schönen und dem Schrecklichen, das sind für mich künstlerische Attribute, ästhetische Eigenschaften von Gedichten, von Literatur. Das Schreckliche verbinde ich, hoffentlich nicht allzu naiv, mit dem Erhabenen auch. Und dann ist auf einmal dieser Engel gar kein christlicher Engel mehr, dann ist das auf einmal eine Kunstfigur, die Rilke hier einführt, und die eine ganz eigene Dimension aufweist. Und dass dieser Engel schrecklich ist, das Erträumte, was er sich erhofft, vielleicht im Leben noch schreiben zu können, an dem er scheitert, den er nicht anrufen kann, den er anrufen möchte.

O-TON Marcel G. Martin:

In der ersten Elegie dieser sehr prononcierte Satz, „Jeder Engel ist schrecklich“, im Sinne von fremd, erschreckend, Kontaktaufnahme zu einer anderen Welt, nahe an dem Marburger Religionsphilosophen und Theologen Rudolf Otto, der ja sagt, das also Heilige – ein Buch von 1917, also gleiches Zeitmilieu sogar –, das Heilige hat immer diesen Aspekt von Terror und Glück. Bei ihm das Faszinierende, also das, was anzieht, wo Sehnsucht besteht und Erfüllungsdimensionen sich andeuten, das Anziehende, das Faszinierende, aber auch das Tremendum, der Schrecken. „Jeder Engel ist schrecklich.“

O-TON Torsten Hoffmann:

Das ist ja ein Motiv, das sich durch die Elegien zieht. Hier wird der Kontakt zum Engel zurückgewiesen, später gibt's ne Annäherung, und später wird diese Stimme des menschlichen Ichs immer selbstbewusster, könnte man sagen, und versucht, eine Poetik zu entwickeln, die dann tatsächlich so radikal menschlich ist, dass die Duineser Elegien ein Sprechen finden, das auf jeden Fall die Macht des Engels auf eben eine spezifisch menschliche Weise übertrifft.

SPRECHERIN:

Eine Elegie ist ein erhabener Klagegesang. In der Antike ist diese Gattung auf ein bestimmtes Versmaß festgelegt, das elegische Distichon, das noch Hölderlin in seinen Elegien verwendete, bestehend aus Hexameter und Pentameter. Rilke lässt dieses Metrum gelegentlich anklingen, verhält sich aber frei dazu. Durchgängig bleibt der hohe Ton.

ZITATOR:

Und so verhalt ich mich denn und verschlucke den Lockruf
dunklen Schluchzens. Ach, wen vermögen
wir denn zu brauchen? Engel nicht, Menschen nicht,
und die findigen Tiere merken es schon,
dass wir nicht sehr verlässlich zu Haus sind
in der gedeuteten Welt. Es bleibt uns vielleicht
irgend ein Baum an dem Abhang, dass wir ihn täglich
wiedersähen; es bleibt uns die Straße von gestern
und das verzogene Treusein einer Gewohnheit,
der es bei uns gefiel, also blieb sie und ging nicht. (1)

O-TON Marit Heuß:

Das ist eigentlich etwas sehr Schönes, wie er überlegt, was man denn braucht, und was einem bleibt. Dieses Wechselverhältnis, man braucht den Menschen nicht, den Engel nicht, und auch die Tiere stoßen einen ab. Es scheint so, als würde dieser Sprecher, dieses Ich, hier sehr entfremdet von allem stehen, sich fast verhöhnt vorkommen in seinen Existenzansprüchen. Als würde diese ganze Schöpfung, jede Kreatur, ihn dort verhöhnen. Und dann finde ich interessant, wenn er überlegt, was einem bleibt. Das ist dann eigentlich so etwas, was mich ein bisschen an Cézanne erinnert, oder van Gogh. Das sind die Dinge, die es fast zufällig um uns gibt, ob das dieser Baum an dem Abhang ist, das finde ich übrigens ein sehr, sehr schönes Bild. Oder diese Gewohnheit, die nicht ging, die blieb.

SPRECHERIN:

Ein Motiv, das schon in der ersten Elegie anklingt, ist das der jungen Toten. Diesen „Früheentrückten“ schreibt der Dichter einen Zugang zu jenem Zwischenreich zu, in dem Grenzen offen stehen, die den Normalsterblichen verschlossen sind.

ERZÄHLER:

Fast immer sind sie verschlossen. Aber Rilke hatte eine solche Grenzerfahrung mit dem alten, starken Baum, an den er sich lehnte, im Park von Duino, der steil zum Meer abfällt.

ZITATOR:

Es bleibt uns vielleicht
irgend ein Baum an dem Abhang, daß wir ihn täglich
wiedersähen (1)

O-TON Marcel G. Martin:

„Aber Lebendige machen / alle den Fehler, daß sie zu stark unterscheiden. / Engel (sagt man) wüßten oft nicht, ob sie unter / Lebenden gehn oder Toten. Die ewige Strömung / reißt durch beide Bereiche alle Alter / immer mit sich und übertönt sie in beiden.“ Das ist dieses „englische“ Milieu, und das entzieht sich eigentlich weiterer Bilder. Sondern das ist eine Atmosphäre, eine Zwischenwelt, die aber die ganze Welt ist. Und das ist so eindrücklich, religionspsychologisch absolut verständlich, und ein Ort der Sehnsucht und einer Erfüllung, jetzt aber in der Sprache der Dichtung.

O-TON Marit Heuß:

Mir ist ehrlich gesagt vor zwei Jahren auch so etwas passiert, da ist in unserer Bekanntschaft ein junges Mädchen in den Leipziger City-Tunnel gegangen. Das ist wirklich eine so unfassbare Situation, wenn ein Mensch so früh gehen muss, egal aus welchem Grund, dieses nicht erfüllte Leben verlangt eigentlich danach, dass man ein Denkmal setzt, das haben wir eigentlich auch bei George mit diesem Maximin-Zyklus, das gleiche Verlangen. Ich glaube, da ist Rilke sehr menschlich. Da ist Rilke für mich ganz nah.

ERZÄHLER:

Man kann sich unendlich lang aufhalten an einzelnen Zeilen Rilkes, besonders in den Elegien. Ich lese sie immer wieder. Und habe das Gefühl, ich stehe wieder am Anfang.

SPRECHERIN:

Dieses Gefühl hatte Rilke selbst. Mit den Elegien hat etwas angefangen, das er umso weniger zu Ende bringen kann, je dringlicher er sich eine Fortsetzung wünscht. Im Januar 1912 entsteht gleich nach der Vollendung der Ersten Elegie eine zweite, für andere gibt es Bruchstücke, dann reißt der Faden. Rilke verlässt Duino und setzt sein Wanderleben fort. Ende 1913 stellt er in Paris die Dritte Elegie fertig. Dann bricht der Krieg aus. Da er sich zufällig in Deutschland befindet, muss er dort bleiben und kann nicht nach Paris zurück. Für Rilke eine Katastrophe, auf die er keine Antwort weiß. Für kurze Zeit wird er sogar zum Kriegsdienst einberufen, den er auf einer Wiener Schreibstube verbringt, dann kann er zurück nach München, wo er sich eingeschlossen findet in die eigene Untätigkeit. Lediglich noch die vierte Elegie bringt er im November 1915 zustande.

ZITATOR:

O Bäume Lebens, o wann winterlich?
Wir sind nicht einig. Sind nicht wie die Zug-
vögel verständigt. Überholt und spät,
so drängen wir uns plötzlich Winden auf
und fallen ein auf teilnahmslosem Teich. (1)

SPRECHERIN:

Immer wartet er, dass er wieder von einer Strömung erfasst wird, wie im Januar 1912 auf Duino. Aber ein Gedicht kann man nicht herbeizwingen. Zumal hat sich seit den Neuen Gedichten seine Poetik verändert. Unter dem Einfluss der Bildhauerkunst Rodins hatte er sich in Paris eine Arbeitsweise zurechtgelegt, in der er gleichsam vor dem Objekt dichtete, wie ein bildender Künstler. Oft waren es wirklich Statuen im Museum, die ihn inspirierten, oder biblische Motive. Mit seiner meisterlichen Beherrschung des Versbaus und seiner grenzenlosen Verfügungsgewalt über alles, was sich im Deutschen reimt, legte er eine lange Reihe makelloser Gedichte vor, die das Innenleben des Dichters aussparten. Seit der Berührung durch den Engel oder was immer es war, das da im Sturm zu ihm gesprochen hatte, ist es mit der Meisterschaft vorbei. Er fühlt sich nicht mehr berechtigt, sich ein Sujet zu wählen, er muss warten, was ihm eingesagt wird. Und das ist lange Zeit: nichts. Dann geht der Krieg zu Ende und der Kampf um eine neue Ordnung beginnt. In der Zeit der Münchner Räterepublik stellt Rilke seine Wohnung für Treffen der Revolutionäre um Kurt Eisner zur Verfügung. Als in Bayern von rechts geputscht wird, sieht Rilke sich in Gefahr. Die Einladung zu einer Lesereise in die Schweiz kommt zur rechten Zeit. Deutschland wird er nicht wiedersehen. Aber auch in der Schweiz dauert es, bis er eine Bleibe findet.

O-TON Brigitte Duvillard:

Die permanente Ausstellung gibt Einblick in die Gründe, die Rilke ins Wallis geführt haben. Sie zeigen, was ihn hier angesprochen hat, warum er hier geblieben ist für die letzten fünf Jahre seines Lebens. Da kann ich ihn zitieren, am liebsten nämlich aus einem Brief vom 2. März 1922, also das ist dann unmittelbar, nachdem er die Elegien vollendet hat, schreibt er an Xaver von Moos:

„So, wie ich es erlebe, scheint mir das Wallis nicht allein eine der herrlichsten Landschaften, die ich je gesehen habe, sondern auch in großartiger Weise fähig, dem Ausdruck unserer inneren Welt vielfältige Äquivalente und Entsprechungen anzubieten.“

O-TON Brigitte Duvillard:

Rilke hat ja das Wallis dank Baladine Klossowska kennengelernt, und mit ihr ist er zum ersten Mal im Herbst 1920 ins Wallis gekommen, war begeistert von der Weinernte, also dieses fast Biblische, wie er das gesagt hat, und der Gesang in den Rebbergen, und das hat ihn wirklich sehr stark beeindruckt. Er spricht noch von diesem Herbst, als er und Baladine dann zum zweiten Mal ins Wallis kommen. Rilke schreibt am 4. Juli 1921 an Nanny Wunderly-Volkart, dass er eben ein Schlösschen entdeckt hat, die Photographie eines Turmes oder Schlösschens du trèzieme siècle, „denken Sie, mit der Aufschrift, à vendre ou à loue, chère, et c'est peut-être mon château en Suisse peut-être“, das ist vielleicht mein Schloss in der Schweiz, also er träumt davon, in diesem alten, mittelalterlichen Gebäude aus dem 13. Jahrhundert einzuziehen. Rilke hat das Schloss de Muzot mit Bleistift gezeichnet, und diesen Brief an Nanny Wunderly-Volkart geschickt, eine Frau, die er 1919 in der Schweiz kennengelernt hat und mit der er eng verbunden war. Nanny Wunderly bekommt diesen Brief und kontaktiert, man weiß nicht wie, vielleicht schriftlich, vielleicht per Telefon sogleich, ihren Cousin Werner Reinhart, und schon am 25. Juli schreibt Rilke:

„Und nun ziehe ich morgen hinaus und mache einen kleinen Wohnversuch in diesen etwas harten Burgverhältnissen, die sich einem anlegen wie eine Rüstung.“

SPRECHERIN:

Zu Weihnachten 1921 hat Rilke sich auf Muzot so weit eingerichtet, dass er bereit ist für den großen Moment. Dazu gehört, dass er Baladine Klossowska freundlich gebeten hat, ihn allein zu lassen. Sie hat ihm eine Karte dagelassen mit einer Zeichnung des venezianischen Künstlers Cima de Conegliano, die den Sänger Orpheus musizierend unter den Tieren des Waldes zeigt. Versorgt wird er von seiner Haushälterin, aber Rilke trinkt Tee und isst fast nur Obst. Genährt werden muss nur sein Geist.

O-TON Brigitte Duvillard:

Wir stehen hier unterhalb des Weinbergs neben Muzot und sehen den Turm oder das Schlösschen vor uns in der Sonne, mit diesen warmen Steinfarben, gelblich und ein helles Grau. Man sieht die verschiedenen Räume sehr gut, also im ersten Geschoss dieses Doppelfenster, wo das Esszimmer ist, dieser Specksteinofen steht, daneben der Balkon mit der kleinen gebogenen Tür, also da gibt's Aufnahmen von Rilke oder Rilke mit Baladine Klossowska, die da auf diesem Balkon stehen, und darüber das Doppelfenster, das war Rilkes Arbeitszimmer. Da sind die Elegien vollendet worden und die Sonette an Orpheus geschrieben. Da steht immer noch das Schreibpult, das Rilke benutzt hat. Innen von Muzot ist nichts verändert worden. Also da sind noch seine Möbel da, die Stoffe, die Baladine Klossowska ausgesucht hat für ihn, sind immer noch vorhanden. Man sieht, die Fenster sind sehr klein, oberhalb sogar eher schießschartenähnlich, und zuoberst nistet sogar der Turmfalke darin jetzt, jetzt seit vier Jahren. Neben dem Arbeitszimmer das schmale Fenster mit dem Balkon, das war Rilkes Schlafzimmer. Er hat ja allein auf Muzot gewohnt, also mit einer Haushälterin.

SPRECHERIN:

Als Rilke am Neujahrstag 1922 eine Paketsendung aus München erhält, kommen die Dinge in Gang. Das Paket enthält den handschriftlichen Bericht vom Sterben einer jungen Frau, verfasst von deren Mutter. Wera Ouckama Knoop, eine Spielgefährtin seiner Tochter Ruth, war mit 19 Jahren an Leukämie gestorben. Sie war zudem eine

talentierte Tänzerin gewesen. Sie ist es, die Rilke zurück ins Schreiben führt. Es ist der 2. Februar, als Rilke, am Stehpult im winterlichen Muzot, eine ganz neue Werkreihe beginnt.

ZITATOR:

Da stieg ein Baum. O reine Übersteigung!
O Orpheus singt! O hoher Baum im Ohr!
Und alles schwieg. Doch selbst in der Verschweigung
ging neuer Anfang, Wink und Wandlung vor.

Tiere aus Stille drangen aus dem klaren
gelösten Wald von Lager und Genist;
und da ergab sich, daß sie nicht aus List
und nicht aus Angst in sich so leise waren,

sondern aus Hören. Brüllen, Schrei, Geröhr
schien klein in ihren Herzen. Und wo eben
kaum eine Hütte war, dies zu empfangen,

ein Unterschlupf aus dunkelstem Verlangen
mit einem Zugang, dessen Pfosten beben, –
da schufst du ihnen Tempel im Gehör. (1)

SPRECHERIN:

Das ist nun keineswegs elegisch, es hat mit den Elegien überhaupt nichts zu tun. Es ist ein Sonett, zur Feier des Orpheus, des singenden Gottes, den Rilke bildlich vor Augen hat, dank der Postkarte von Baladine. Das Sonett feiert zugleich sich selbst, als durchbruchartiges Klangereignis, als „neuer Anfang, Wink und Wandlung“. Es feiert die Hochstimmung, in die der Dichter durch dieses klingende Gelingen sich selbst versetzt. In einem ungekannten Schaffensrausch wird Rilke in den folgenden Tagen 26 Sonette am Stück verfassen. Untergründig ist das Schreiben dieser an Orpheus gerichteten Sonette aber mit seinem eigentlichen Vorhaben verbunden, der Fortführung der Elegien.

O-TON Marit Heuß:

Und fast ein Mädchen wars und ging hervor
aus diesem einigen Glück von Sang und Leier
und glänzte klar durch ihre Frühlingsschleier
und machte sich ein Bett in meinem Ohr.

Und schlief in mir. Und alles war ihr Schlaf.
Die Bäume, die ich je bewundert, diese
fühlbare Ferne, die gefühlte Wiese
und jedes Staunen, das mich selbst betraf.

Sie schlief die Welt. Singender Gott, wie hast
du sie vollendet, daß sie nicht begehrte,
erst wach zu sein? Sieh, sie erstand und schlief.

Wo ist ihr Tod? O, wirst du dies Motiv
erfinden noch, eh sich dein Lied verzehrte? –

Wo sinkt sie hin aus mir? . . . Ein Mädchen fast . . . (1)

O-TON Marcel G. Martin:

Rilke spricht einmal in einem Brief an Hulewicz von der Lebens- und Todesbejahung als Eines. Das ist ein unabgegrenzter Bereich, und er spricht von der großen Einheit, in der die uns übertreffenden Wesen, die Engel, zu Hause sind. Das ist sein Gebrauch der Vorstellung vom Engel, und in diesem Bereich gehören eben die Toten, die Zukünftigen und die Jungverstorbenen. Und immer wieder diese Attraktion an den Jungverstorbenen, die dann auch über Grabmäler ihm plötzlich nahe werden. Weil sie dem Geheimnis des Lebens eigentlich und dieser Ursprungswelt, die sich sehr fragil nur manifestiert, und nicht erstarren darf, dieser Welt so nahe sind.

SPRECHERIN:

Für Rilke sind diese Februarwochen die Zeit eines Singens wie noch nie. Am 7. beginnt er mit einer neuen Elegie. Es wird am Ende die Siebente sein. Sie ist auf einen viel helleren Ton gestimmt als die früheren, die Klage geht in Preis und Jubel über, besonders schön im Bild der Lerche, die sich singend immer höher und höher schraubt. Dann folgen Verse über die Unvergesslichkeit von Sommernächten. Immer weiter steigert sich die Elegie zu einer Feier der diesseitigen Welt.

ZITATOR:

Ihr Kinder, ein hiesig
Einmal ergriffenes Ding gälte für viele.
Glaubt nicht, Schicksal sei mehr als das Dichte der Kindheit;
wie überholtet ihr oft den Geliebten, atmend,
atmend nach seligem Lauf, auf nichts zu, ins Freie.
Hiersein ist herrlich. (1)

ERZÄHLER:

Doch dieses Hiersein, das glückliche Hiersein, ist nicht zu halten. Kaum berührt es uns, da entgleitet es schon wieder. Und doch gibt es einen Weg, es zu bergen.

O-TON Marcel G. Martin:

In der Siebten Elegie wird dann gesagt, dass das sichtbarste Glück sich uns erst zu erkennen gibt, wenn wir es innen verwandeln. „Nirgends, Geliebte, wird Welt sein als innen.“ Und das ist die ganze Spannung. Obwohl auch dies Sprache ist, eigentlich die Sprache zu transzendieren. Ins Unsichtbare hinein, aber das heißt nicht in die Wortlosigkeit.

ZITATOR:

Nirgends, Geliebte, wird Welt sein, als innen. Unser
Leben geht hin mit Verwandlung. Und immer geringer
Schwindet das Außen. (1)

SPRECHERIN:

Rilke ist seiner Sache nun ganz sicher. Kaum ist die Siebente Elegie vollendet, beginnt er schon mit der Achten.

ZITATOR:

Mit allen Augen sieht die Kreatur / das Offene. (1)

SPRECHERIN:

Und kaum ist diese geschrieben, bricht schon die Neunte aus ihm hervor. Das ist die Elegie, in der sich am ehesten fassen lässt, was er meint. Auf welche Weise Ding und Wort am Ende doch zusammengehören, und welche Rolle der Mensch spielt, in dieser Welt, in der er sich nicht sehr zu Hause fühlt.

O-TON Marit Heuß:

Sind wir vielleicht hier, um zu sagen: Haus, Brücke, Brunnen, Tor, Krug, Obstbaum, Fenster, - höchstens: Säule, Turm . . . aber zu sagen, verstehts, oh zu sagen so, wie selber die Dinge niemals innig meinten zu sein. (1)

O-TON Torsten Hoffmann:

„Sind wir vielleicht hier“, das heißt, es geht es ja um die existenzielle Erklärung des Menschseins, also was ist unser Auftrag? Was ist unser Ziel als Mensch? Es geht darum, zu sagen, und das ist deshalb interessant, weil es wird oft gesagt, na ja, die bildende Kunst ist doch im Vorteil, die kann viel näher ran an die Dinge. Oder die Musik. Die Romantik sagt, die Musik ist besser, weil die weggeht von den Dingen. Weil die reines Gefühl ist. Und insofern gibt es zwei Gründe, warum die Sprache, warum die Literatur in der Defensive ist. Sie kann nicht so gut die Außenwelt abbilden wie die Malerei, und sie kann nicht so gut Gefühlskunst sein wie die Musik. Und wenn jetzt hier behauptet wird, „wir sind hier, um zu sagen“, dann ist das ja erst einmal eine Verteidigung des Sprechens und der Dichtung, die typisch ist für die Duineser Elegien, weil eben die These ist, dass das Sagen das typisch Menschliche ist.

O-TON Marit Heuß:

Also diese Partie finde ich übrigens sehr, sehr schwer, weil es da ja auch in der Folgeversen darum geht, wie dieses Sagen sein soll. Also hier wird ja auch gefragt, zu sagen, „so, wie selber die Dinge niemals innig meinten zu sein“. Was für ein Anspruch! Das ist nicht mein Programm, weil ich dieses Gefühl, das echte Gefühl, das die Dinge inniger ausdrückt, als sie meinten zu sein, doch für mich persönlich zu überzogen finde.

O-TON Torsten Hoffmann:

Wenn man mal hinguckt, was sind das für Dinge? Es sind ja nicht irgendwelche Dinge. Es sind nicht die Dinge der Neuen Gedichte. Also nicht einfach irgendwelche Blumen oder Tiere oder so, sondern Haus, Brunnen, Brücke, Tor, Krug, das sind ja alles handwerklich hergestellte Dinge. Also es sind Dinge, wo Menschen Material schon verwandelt haben. Das dann nochmal verwandelt wird, indem es in Sprache reinkommt.

O-TON Marit Heuß:

Da geht es ja auch da drum, die Dinge zu retten durch diese Benennung, und ich finde aber, die Voraussetzung ist diese wunderbare Stelle, das ist für mich eigentlich das Schönste in diesem ganzen Elegienzyklus, „Aber weil Hiersein viel ist“, und dann geht es um dieses Einmal des Hierseins: „Ein Mal und nicht mehr. Und wir auch / ein Mal. Nie wieder. Aber dieses / ein Mal gewesen zu sein, wenn auch nur ein Mal: / irdisch gewesen zu sein, scheint nicht widerrufbar.“

O-TON Marcel G. Martin:

„Sind wir vielleicht hier, um zu sagen: Haus, / Brücke, Brunnen, Tor, Krug, Obstbaum, Fenster, - / höchstens: Säule, Turm . . . aber zu sagen, versteht, / oh zu sagen so, wie selber die Dinge niemals / innig meinten zu sein.“ Das heißt, ich spreche den Dingen, und allem, was hier aufgezählt ist auch, selbst noch den Säulen und dem Turm, die Existenz zu. Und dadurch werden sie wahrer, gewinnen erst ihr Sein. Sie meinen zu sein, aber sie werden erst durch die Sprache des Dichters, der sie benennt, das, was sie eigentlich sind. Aber darin verschwinden sie in ihrer Materialität und sind aber auch nicht in einer idealistischen Welt, aber in dem Innenbereich. Dieser Innenbereich ist dann wiederum diese Übergangssphäre, die Welten verbindet, und in der eigentlich das Rauschen und das Schwingen, und das Hören ist. In diesem Hören können dann ab und zu Stimmen kommen, oder Gesang, und die erste Stufe überhaupt aus dem Schweigen heraus, die aber dann doch Mysterium ist und bleibt.

SPRECHERIN:

Rilke vollendet auch die sechste Elegie, zu der ihm nur noch wenige Verse fehlten, er schreibt die Zehnte, den Schluss, der ihm schon an Duino vorgeschwebt war, und eine ganz neue Fünfte, nach Motiven eines Gemäldes von Picasso. Schon vor dem Abschluss des Ganzen, am Abend des 9. Februar, schreibt er an Baladine Klossowska und an seinen Verleger Anton Kippenberg.

ZITATOR:

Merline, ich bin gerettet! Was so schwer auf mir gelastet und mich am meisten geängstigt hat, ist getan – und glorreich getan, meine ich. Es waren nur wenige Tage: aber niemals habe ich einen ähnlichen Sturm des Herzens und des Geistes durchlebt. Ich zittere noch – in dieser Nacht glaubte ich ohnmächtig zu werden; aber voilà, ich habe gesiegt . . . Und ich bin hinausgegangen, um das alte Muzot zu streicheln, eben gerade, im Mondlicht. (10)

ZITATOR:

Mein lieber Freund, Endlich! Die ‚Elegien‘ sind da. Und können heuer (oder wann sonst es Ihnen recht sein mag) erscheinen. Neun große, vom Umfang etwa der Ihnen schon bekannten. Und : mein lieber Freund : dies : daß Sie mirs gewährt haben, mirs geduldet haben : zehn Jahre! Dank! (10)

SPRECHERIN:

Die Hochstimmung, in der Rilke sich befindet, bringt bis zum 23. Februar 1922 noch eine zweite Abteilung der Sonette an Orpheus hervor. Noch einmal 29 Gedichte. Dann ist Schluss. Rilke ist endlich fertig, und er muss sich nach zehn Jahren nach einer neuen sinnvollen Aufgabe umsehen. Ihm bleiben noch fast fünf Jahre, in denen er Paul Valéry aus dem Französischen übersetzt und selbst Gedichte auf Französisch schreibt. Doch das sind kleine Arbeiten und sie lassen ihm viel Zeit für den Garten, wo Hiersein immer herrlich ist.

O-TON Brigitte Duvillard:

Neben dem Château de Muzot steht dieser Ginkgo Biloba, der jetzt einiges größer ist als das Château de Muzot selbst und den Rilke zu seinem 50. Geburtstag 1925 erhalten hat und gepflanzt hat. Also man sieht auch daran sehr gut, wie die Zeit vergeht. Für Rilke war der Garten sehr wichtig, der Schutz, den ihm diese Zuflucht, wie er sie genannt hat, geboten hat, und da sieht man da wirklich diese schützenden

Mauern, und der Garten vor dem Château de Muzot, das Rosenparterre, das heute noch so angelegt ist wie zu Rilkes Zeit, natürlich mit neuen Rosensträuchern, und auch die Rebenbogen, die sind genau so noch wie zu Rilkes Zeit.

SPRECHERIN:

Im April 1923 erscheinen im Leipziger Insel Verlag die *Sonette an Orpheus*, im Juli dann die *Duineser Elegien*, benannt nach jenem Schloss an der Adria, wo Rilke aus dem Sturm heraus eine Stimme vernommen hatte.

O-TON Brigitte Duvillard:

Gestorben ist er am 29. Dezember 1926. Was mich sehr berührt bei ihm ist, wie er in den Briefen eigentlich nicht über seine Leiden klagt, und er muss wirklich sehr gelitten haben, sondern auch das kommt im Gedicht vor, der Schmerz. Also, „komm, Du letzter, den ich anerkenne, heillosen Schmerz im leiblichen Geweb...“ Wir haben noch ein letztes Bild hier, das zeigt die Burgkirche in Raron, Raron ist eine halbe Autostunde von Sierre entfernt im deutschsprachigen Teil des Kantons, und Rilke hat selber entschieden, dass er dort begraben werden möchte. Und mich erinnert diese Topographie der Burgkirche mit dem abfallenden Felsen und dem damals noch unverbauten Rhonetal, also diese Weite, der Wind, erinnert mich auch an Duino. Also da ist auch so ein Fels mit dem Schloss drauf, und unten war's das Meer, nicht eine Talebene, sehr viel Wind. Rilke war sehr ein Nomade, wirklich überall unterwegs, aber ich denke, er hatte so Vorzüge für gewisse topographische Begebenheiten, und Raron und Duino, also wenn er Duino liebt, muss er Raron auch geliebt haben. Und ich denke, das ist mit ein Grund, warum er dort begraben werden wollte.

ZITATOR:

Rose, oh reiner Widerspruch, Lust, Niemandes Schlaf zu sein unter soviel Lidern.
(11)

ABSAGE:

„Hiersein ist herrlich“. Rilkes Duineser Elegien. Ein Feature von Norbert Hummelt.
Es sprachen: Lina Syren, Christoph Pütthoff, Andreas Klaue und Isabelle Demey
Ton und Technik: Tanja Hiesch und Claudia Peycke
Regie: Nicole Paulsen
Redaktion: Anja Brockert
Produktion: Südwestrundfunk 2023

Literaturnachweise:

- (1) Rainer Maria Rilke: Duineser Elegien. Die Sonette an Orpheus. Insel Taschenbuch 1974.
- (2) Rainer Maria Rilke: Herbsttag. In: Die Gedichte. Insel Verlag 1986.
- (3) Rainer Maria Rilke: Briefe über Cézanne. Hrsg. von Clara Rilke. Insel Taschenbuch 1983.
- (4) Rainer Maria Rilke: Archaischer Torso Apollos. In: Die Gedichte. Insel Verlag 1986.
- (5) Rainer Maria Rilke: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Insel Taschenbuch 1982.

- (6) Rainer Maria Rilke: Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort. In: Die Gedichte. Insel Verlag 1986.
- (7) ~~Sabine Lepsius, zitiert nach: Franz Schonauer: Stefan George. Rowohlt Tb 1960.~~
- (8) Marie von Thurn und Taxis, zitiert nach: Ralph Freedman: Rainer Maria Rilke: Der Meister. Insel Verlag 2002.
- (9) ~~Marit Heuß: Fragment. Unveröffentlichtes Manuskript.~~
- (10) Rainer Maria Rilke: Briefe, 3 Bände. Insel Verlag 1987.
- (11) Rainer Maria Rilke: Rose, oh reiner Widerspruch. In: Die Gedichte. Insel Verlag 1986.